

Senon (Abb. 7)⁷ und besonders charakteristisch Vaison⁸. Auch auf dem Monument von Igel⁹ ist ein Doppelgespann zu sehen, dessen Joch kurze turmartige Aufbauten zeigt. Vielleicht ist aber auch in den 'kammartigen Geräten' ein für eine besondere Gegend oder für bestimmte Zugtiere charakteristisches Joch dargestellt, so gut wie in dem Fund von Szilagy-Somlyo eine andere Jochart einfacher Form zu erkennen ist. An der Deutung als Joch kann aber m. E. nicht gezweifelt werden.

Ein Besuch rheinischer Museen brachte mir nachträglich eine willkommene Bestätigung meiner oben dargelegten Deutung, gewissermaßen das Bindeglied zwischen den Miniaturjochen aus Bronze und den Reliefdarstellungen der Steindenkmäler. Es handelt sich um eine aus Köln stammende Bronzefibel (Abb. 6) des dortigen Wallraf-Richartz-Museums (Inv. 749), die das Joch für ein einzelnes Zugtier wiedergibt¹⁰. Das giebelförmige Mittelstück kehrt auf den Steinreliefs wieder, wie z. B. dem oben schon erwähnten von Senon (Abb. 7). Die beiderseitigen Endigungen aber entsprechen den Endigungen der Miniaturjoch.

G. Behrens.

Besprechungen.

Siegfried Fuchs, Die griechischen Fundgruppen der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen. Neue Deutsche Forschungen, Abt. Archäologie, Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1937, 157 S., 15 Abb., 12 Taf. Preis: Brosch. RM. 8,50.

Dieses neueste Werk über das ausgehende Neolithikum und die frühe Metallzeit Griechenlands und der Ägäis wird starke Beachtung und auch, wie wir annehmen, Anerkennung finden, einmal, weil die Ausführungen sehr flüssig und eindringlich gehalten sind und die Schlußfolgerungen in einer geschickt formulierten und zunächst überzeugenden Synthese zusammengefaßt werden, zum andern aber, weil die einleitenden Worte des Verfassers zeigen (S. 9), daß seine Untersuchungen in erster Linie „der Frage nach der Indogermanisierung Griechenlands“ gewidmet sein sollen, also einem Vorgang, der von ganz besonderer Bedeutung für die völkische und kulturelle Entwicklung der Ägäis gewesen ist. Fuchs betont aber mit Recht, daß eine sichere Beantwortung aller damit zusammenhängenden Fragen im Augenblick wohl noch nicht möglich sei, auch von seiner Arbeit nicht erwartet werden dürfe, weil er nur ein Teilgebiet, nämlich lediglich das archäologische Material, berücksichtigt habe. Trotzdem finden sich in der Arbeit hin und wieder auch kurze Hinweise auf die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, was ganz natürlich nicht zu umgehen war, sogar in noch stärkerem Maße hätte geschehen können.

Der Verfasser gibt zunächst einleitend einen kurzen Überblick über den Stand der Forschung, wobei er sich zu der heute fast allgemein angenommenen, aber nicht unwidersprochen gebliebenen Ansicht bekennt, daß die mittelhelladische Kultur in ihrer Gesamtheit schon griechischen Stämmen zugewiesen werden dürfe, während die früh-helladische Kultur drei Untergruppen erkennen lasse, da sich von einer ostmediterrän-vorderasiatisch bestimmten Grundlage deutlich Spuren donauländisch-mitteleuropäischer Einflüsse und solche der nordischen Kulturgruppen der jüngeren Steinzeit abheben. In dieser Gruppierung kündigt sich bereits die Beantwortung der eingangs gestellten Frage an und zeichnet sich weiterhin der Gang der Untersuchung deutlich ab. So führt das erste Hauptkapitel den Titel: Die Vorderasiatisch-Ostmediterränen Stadtkulturen.

⁷ H. Reiners u. F. Drexel, Eine Römersiedlung vor Verdun (1918) 32 u. Taf. 11 a.

⁸ Espérandieu, Recueil I Nr. 293.

⁹ H. Dragendorff u. E. Krüger, Das Grabmal von Igel (1924) 79 Abb. 49 u. Taf. 12.

¹⁰ Die Vorlage zu Abb. 6 wurde von F. Fremersdorf (Köln) freundlichst zur Verfügung gestellt.

Fuchs umschreibt hier noch einmal den schon seit langer Zeit als einheitlich erkannten Kulturkreis, der das westliche Kleinasien, die Inseln, Südgriechenland und Ostkreta umfaßt und sich in seiner Verbreitung etwa mit dem der vorgriechischen Ortsnamen deckt. Seit Blegens und Haleys grundlegender Arbeit (*Am. Journ. of Arch.* 32, 1928, 141–154) ist es üblich geworden, diesen Kulturkreis vorindogermanischen Völkern zuzuweisen, und zwar einer Bevölkerung, die sich wahrscheinlich über das westliche Kleinasien, die Inseln und Teile des griechischen Festlandes ausgebreitet hat. Nach Fuchs sind folgende Gefäßformen für diesen Kreis besonders bezeichnend: Die Schnabelkanne, die Schnabeltasse (*Saucière*), der Askos und der doppelhenklige Becher. Der Verfasser hat sicher recht, wenn er aus der stark sinnlichen, groteske Formen und Übertreibungen liebenden Art dieser Keramik auf einen gleich gerichteten Stil innerhalb dieses Kreises schließt. Auch dies ist ja längst erkannt und mehrfach ausgeführt worden; doch darf man daraus nicht schließen, als ob nun dieses ganze Gebiet eine in sich völlig einheitliche Kultur besessen habe. Bei genauerer Untersuchung, wobei man sich nicht allein auf die Keramik stützen kann, ergeben sich sogar stark ausgeprägte regionale Sondergruppen, die zum Teil nur einen sehr lockeren Zusammenhang zeigen. Auch die von Fuchs verwerteten Keramikformen lassen das bereits ahnen, denn sie sind keineswegs Allgemeingut des ganzen Kreises. So gehört die Schnabeltasse durchaus nicht zum Formengut Westkleinasiens; die einzige trojanische ist aus Gold und stammt aus einem Schatzfund, der auch Stücke nichttrojanischen Fabrikats enthalten kann, und die Scherbe von Thermi auf Lesbos wurde in einer Siedlung gefunden, die auch sonst einzelne Beziehungen zu den Kykladen aufweist, woher also auch die Schnabeltasse als Importstück bezogen worden sein kann. Ebenso verhält es sich mit dem Askos, wo lediglich ein, zudem noch in seiner Ergänzung fragliches Bruchstück von Troja (I?) vorliegt. Die Schnabelkannen Westkleinasiens zeigen gleichfalls abweichende Formen, die sich nur gelegentlich mit denen des weiteren Gebietes decken. Sieht man aber von diesen regionalen Eigenheiten ab und richtet das Hauptaugenmerk auf den gemeinsamen Stil, den die Keramik aus dem Gesamtgebiet verrät, so muß meines Erachtens der Kreis erweitert und auch Kypros einbezogen werden, wo gerade diese Eigenschaften der Vasen ihre höchsten Steigerungen erfahren haben.

Im einzelnen darf vielleicht zu diesem Kapitel folgendes gesagt werden. Der Titel scheint mir nicht ganz gerechtfertigt oder zum mindesten einseitig. Fuchs vertritt die Ansicht, daß sämtliche Untergruppen dieses Kulturkreises verhältnismäßig reine Stadtkulturen gewesen seien, doch vermögen die von ihm dafür vorgebrachten Hinweise nicht immer ganz zu überzeugen. Er hat gewiß recht mit seiner Meinung, daß die Landbestellung nicht die einzige Grundlage der Wirtschaft gewesen sei, aber es wird schwer fallen, eine Kultur nachzuweisen, bei der nicht Ackerbau, Handel und Handwerk in bescheidener oder erweiterter Form Hand in Hand gingen. Es ist heute üblich geworden, bei einer größeren befestigten Siedlung sofort und unbedenklich von einer Stadt zu sprechen. Wir sind uns dabei nicht immer bewußt, wie leicht solche zunächst unverbindlich gewählten Bezeichnungen sich dann rasch in einen feststehenden Begriff verwandeln können. Um Rückschlüsse aus den ausgegrabenen Siedlungen, wie etwa den vom Verf. genannten (S. 54 Anm. 241) kretischen oder lesbischen auf die soziale Struktur ihrer Bewohner zu ziehen, reichen aber die Ausgrabungsergebnisse nicht aus. Orte wie Troja sind wahrscheinlich keine gewöhnlichen Siedlungen, sondern Burgen von Grundherren, erst verständlich zusammen mit den dorfartigen kleineren Ansiedlungen der näheren und weiteren Umgebung. Thermi z. B. zeigt zwar alle Merkmale eines entwickelten Gemeinwesens, kann aber dabei trotzdem nichts anderes als ein kleines Dorf von Fischern und Bauern mit Ställen und Speichern gewesen sein. Mit ihrem maximal 130 m messenden Durchmesser ist die Siedlung beträchtlich kleiner als viele band-

keramische Ansiedlungen, ganz abgesehen etwa von Köln—Lindenthal, weshalb wir aber doch noch lange nicht von einer bandkeramischen Stadtkultur sprechen, weil uns daneben eine Reihe kleiner und kleinster Anlagen bekannt ist, die den vorwiegend bäuerlichen Charakter der Bandkeramiker deutlich genug zeigten. Ganz ebenso aber liegen die Verhältnisse im Gebiete der 'Vorderasiatisch-Ostmediterranen Stadtkultur', wo die kleineren Siedlungen teils noch nicht gefunden, teils — und zwar größtenteils — aber vernachlässigt worden sind, so daß sich die großen immer aufdrängen können und damit ein falsches Bild der ganzen Kulturzustände vortäuschen.

Die typologischen Ableitungen der Keramik überzeugen nicht immer, und damit auch nicht entfernt alle vom Verf. festgestellten Stilbewegungen; so ist die Ableitung der Schnabeltassen von den Kelchen mit seitlichem Ausguß von FM II Kretas doch zum mindesten fraglich. Ebenso wenig wird man zugestehen wollen, daß frühminoische Vasen wie Fimmen² 87 Abb. 69 mit der Schnabeltasse „ungemein nahe verwandt“ sind (S. 29), oder daß die Askoskanne einer Schnabelkanne von Bozüyük zur Seite gestellt werden darf (S. 35). In beiden Fällen gehen die einzelnen Typen meines Erachtens auf völlig verschiedene Grundformen zurück, die ursprünglich gar nichts miteinander zu tun haben. Bedenklich wird dieses Verfahren jedoch, wenn nun aus solchen richtigen und scheinbaren, gesehenen und empfundenen typologischen Zusammenhängen plötzlich Formübertragungen in den verschiedensten Richtungen und über weite Gebiete konstruiert werden (S. 41f.). Hierin vermögen wir dem Verfasser nicht zu folgen.

Im zweiten Hauptabschnitt gibt Fuchs eine sehr willkommene Zusammenstellung der einzelnen Tatsachen, die eine Einwirkung der danubisch-bandkeramischen Kulturen auf die griechischen Fundgruppen bezeugen oder doch nahelegen. Er verwertet dabei die schon lange an verstreuter Stelle gegebenen Hinweise von H. Schmidt, Frankfurt, Childe, Menghin und Matz (die wichtige Arbeit von Wace in ESA 9, 1934, 123ff. konnte wohl leider nicht mehr berücksichtigt werden) und gelangt in Einzelheiten auch zu abweichenden Ergebnissen, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Die starken Unterschiede der Diminikultur gegenüber der vorausgegangenen Thessalien A-Kultur (Sesklo) werden betont, und auf die im einzelnen wirklich nicht zu verkennenden Beziehungen zur Bandkeramik der Donauebene wird hingewiesen. Des weiteren behandelt der Verf. die schon von H. Schmidt erkannten, dann von Matz genauer umschriebenen Zusammenhänge der frühminoischen Ornamentik, soweit sie als Vorläufer des Kamaresstils zu gelten hat, mit der der südöstlichen Bandkeramik und erweitert diese Beobachtung zur These vom „bandkeramischen Anteil an der Begründung der früh- und mittelfrühminoischen Kultur“. Es wird dann ausgeführt und kurz begründet, daß die donauländische Kultur und damit auch die Träger ihrer südlichen Ausstrahlungen einem vorindogermanischen Volke angehören, das schließlich, friedfertig, unkriegerisch und in viele, nur locker verbundene Untergruppen zerfallen, den wehrhaften Streitaxtleuten erlegen sei.

Dieser Streitaxtkultur wendet sich dann Fuchs im dritten Hauptabschnitt zu, wo dem Leser eine Reihe von Gefäßtypen und vor allem dann die Streitäxte selbst aus dem ägäischen Raum vorgeführt werden, die Entsprechungen in der mitteleuropäischen Schnurkeramik und ihren östlichen und südlichen Ausläufern haben. Daß solche vorhanden sind, kann man nicht bestreiten, wenn sie sich auch bei der Keramik, ganz streng genommen und nach Ausscheiden alles nur Wahrscheinlichen und Anklingenden, im wesentlichen auf die schurkeramischen Scherben von Eutresis¹ und Hagia Marina beschränken, während die Scherben von Kapucilar in Mazedonien doch wohl nicht hier eingereiht werden dürfen. Aber auch unter den weniger bezeichnenden Formen sind

¹ Vgl. zu diesen Stücken die Arbeit von O. Uenze, Ein absolutes Datum innerhalb des Ablaufes der Schnurkeramik. Mnemosynon, Th. Wiegand dargebracht (1938) 43ff.

solche, die in der Tat sehr stark an schnurkeramische erinnern, vor allem die Amphoren aus Orchomenos, Eutresis, Hagia Marina, Zygouriès, Korakou, Troja und andern Orten, doch sind gerade die entsprechenden Vasen aus Troja geeignet, zur Vorsicht zu mahnen. Die Amphoren Schliemannsammlung Nrn. 2495/96 und 2674 dürfen nicht, wie der Verf. meint, in diesen Zusammenhang eingeordnet werden, da sie sich zwanglos in den alten kleinasiatischen Typenvorrat einreihen lassen. Es bleibt also nur die große doppelhenklige Vase Schliemannsammlung Nr. 2310, die wirklich sehr eindringlich an eine Amphore aus Orchomenos gemahnt. Aber die Verbindungen führen ebenso deutlich nach Osten, wo uns aus Kapadokien, also in ganz anderer Umgebung solche Vasen bekannt sind (Wissenschaftl. Veröff. d. Deutschen Orient-Ges. 60, 1937 Taf. 19, 12, 13; vgl. auch Taf. 20, 1). Ich glaube daher, daß es richtiger sein wird, die trojanische Vase nicht aus der trojanischen Entwicklungsreihe abzusondern, sondern sie lieber dort anzuschließen, wo sich zeitlich und räumlich näher liegende Anknüpfungspunkte bieten. Auch bei anderen Formen, die Fuchs als Beweise von Verbindungen mit dem Norden aufführt, kann man gewisse Bedenken nicht unterdrücken. So ist es doch wohl höchst fraglich, ob das von ihm genannte Gefäß von Vardaroftsa wirklich als schnurkeramischer Becher angesehen werden darf, und andere Typen — Schalen mit eingezogenem Rand und Seitenleisten, Henkelbecher, Henkeltassen und Näpfe mit gerader Wandung — lassen sich auch anderwärts belegen und brauchen nicht unbedingt an die nordische Kultur angeschlossen werden. Wie sehr wir bei allen diesen Schlüssen außerdem von der augenblicklichen, infolge der ungleichmäßigen Erforschung der einzelnen Gebiete doch mehr oder weniger zufälligen Kenntnis des Materials abhängig sind, zeigen schließlich die Streitäxte selbst, die in Fuchs' Überlegungen eine besondere Rolle spielen und von denen er sagt (S. 117): „Gleichzeitig mit dem Auftreten der schnurkeramischen Amphoren erscheinen im nördlichen Griechenland und im nordwestlichen Kleinasien die ersten steinernen Streitäxte.“ Wir wissen aber seit einigen Jahren, daß dieser Axttyp Vorderasien ursprünglich nicht fremd war, sondern schon seit früher Zeit dort Verwendung gefunden hat. Äxte aus Tell Agrab und Kisch — die erstere hat ihre Entsprechung in Thermi auf Lesbos — stammen aus vordynastischer Zeit (Anfang des 3. Jahrtausends) und stehen keineswegs fern im Osten allein, sondern reihen sich in ein geschlossenes Verbreitungsgebiet solcher Äxte ein, das sich vom Zweistromland über das östliche und mittlere Anatolien bis zur Ägäis erstreckt. Damit werden die Streitäxte aus Thermi I, also einer Siedlung, die sicher in die Zeit um oder kurz nach 3000 zu datieren ist, was Fuchs nicht genügend berücksichtigt (S. 150 Anm. 764), erst richtig verständlich. Es soll damit nicht bestritten werden, daß am Ende des 3. Jahrtausends nicht neue Streitaxttypen, die erst noch herauszustellen wären, durch nördliche Zuwanderer in das Gebiet der Ägäis und des westlichen Vorderasien gekommen sein können, aber die Streitäxte insgesamt dürfen nicht als Beweise eines Einfalls von Streitaxtleuten herangezogen werden. Im übrigen gehen ja auch die Schaftlochäxte des dicknackigen Typs dort in sehr frühe Zeiten zurück wie ein Stück von Susa I und verschiedene Tonnachbildungen von Al-'Ubaid und Ur beweisen, ebenso kommen sie auch in Anatolien (Alisar, älteste Schicht, um 3000), wenn auch spärlich, vor.

Dem Feuersteindolch nordischer Form (Taf. 11) des Florentiner Museums schließlich, der aus der Peloponnes stammen soll, darf man doch wohl nicht den weiten Weg von den Gestaden der nordischen Meere bis in die Ägäis in alter Zeit zutrauen. Ob da nicht vielmehr beim Aufkleben der schönen Etikette ein kleines Mißgeschick unterlaufen oder etwa eine Händlerangabe mit allzu viel Zuversicht geglaubt worden ist?

Die vorstehend geäußerten Bedenken und Abweichungen von den Ansichten des Verf. wollen nicht so verstanden werden, als ob sie gesammelt worden wären, um an den Fuchs'schen Forschungsergebnissen zu rütteln. Eine Prüfung des Für und Wider

wäre nur in einem viel größeren Rahmen möglich als es eine solche Rezension zu bieten vermag. Meines Erachtens aber kann eine solche Frage eine wirklich überzeugende Lösung auch auf einer so schmalen Basis, wie sie Fuchs gewählt hat, nicht finden. Dem Verf. ist es gelungen, was jeder Leser gern und mit voller Anerkennung betonen wird, die Tatsachen klar, wohl geordnet und in, an sonstiger archäologischer Literatur gemessen, selten gut lesbarer Form vorzulegen. Was wir vermissen, ist die in alle Einzelheiten gehende Kleinarbeit, Fragen der Chronologie, der regionalen Abgrenzungen, eine genaue Vorstellung darüber, wie sich denn die einheimischen Siedlungen mit ihrem Inventar gegenüber den nordischen Zuwanderern verhalten, was sich etwa im Zugrundegehen der alten Ansiedlungen oder in völliger Neubesiedlung alter Stätten äußern könnte. Besonders aber bekommt man keine richtige Vorstellung über das zahlenmäßige Vorkommen der wirklich gesicherten Fremdkörper gegenüber dem Einheimischen, eine im Hinblick auf die Möglichkeiten des bloßen Handelsimports oder aber der tatsächlichen Übertragung aus fremdem Gebiete nicht unwichtige Frage. Wenn irgendwo in einer Siedlung in an sich ganz anders gearteter Umgebung eine Streitaxt, eine fremdanmutende Amphore oder ein Becher abweichender Form vorkommt, so sagt das an sich noch nicht viel. Erst die Gesamtheit dieser Erscheinungen berechtigt zu weitreichenden Schlüssen, dabei muß dann aber alles beigezogen werden, was Licht in diese Fragen zu bringen vermag. Ein Kapitel über die Siedlungsformen und besonders über die Haustypen hat Fuchs abseits gelassen. Mit Verwunderung vermißt man ein Eingehen auf die wichtige und in letzter Zeit so oft beigezogene Megaronfrage, die man in einer solchen Arbeit besonders beleuchtet erwarten würde; sie wird nur in einem einzigen Satz gestreift. Blegens „megaronartiger Bau“ in Troja I (S. 138 Anm. 727) ist ganz besonders wichtig für den Ursprung dieses Bautyps, zum mindesten als Mahnung zur Vorsicht gegenüber allzu weit hergeholten Ableitungen.

Schließlich wird es letzten Endes zur vollen Sicherung des archäologischen Ergebnisses doch einer breiteren Beachtung des von den Sprachwissenschaftlern Erarbeiteten bedürfen. Wir sind ja in der glücklichen Lage, in der Ägäis und im westlichsten Vorderasien sehr alte, weit früher als anderswo belegte indogermanische Sprachdenkmäler zu besitzen; zwar nicht vom Boden Griechenlands selbst, aber doch von dem des angrenzenden und von Fuchs immer wieder beigezogenen Kleinasien. Das höchstwahrscheinlich im Westen oder Südwesten dieser Halbinsel ursprüngliche Luvisch reicht bestimmt bis ins 3. Jahrtausend hinauf und ist eine seinem Wesen nach indogermanische Sprache und damit der älteste Zweig, den wir von dieser Sprachgruppe überhaupt besitzen. Aus welcher Richtung, unter welchen Bedingungen und zu welcher Zeit diese uralten indogermanischen Völker in das Gebiet der Ägäis eingetreten sind, steht heute noch dahin. Es ist daher nicht nur eine dringende Aufgabe der Philologen, diese Denkmäler in viel höherem Maße als bisher auszuwerten, sondern auch der Archäologen, diese Ergebnisse zur Deutung des archäologischen Materials heranzuziehen. Eine solche Untersuchung wird uns mitten in die von Fuchs berührten Fragen hineinführen und die Möglichkeit bieten, viele seiner Aufstellungen auf ihre wirkliche Tragfähigkeit hin zu prüfen.

Es wäre unbillig, von Fuchs eine Stellungnahme zu allen diesen komplizierten Fragen zu verlangen. Was von archäologischer Seite dazu vorgebracht werden kann, ist in seinem Buch zum größeren Teil geschehen, und das Material liegt übersichtlich geordnet vor. Daß alle, und vielleicht nicht die geringsten, Schlußfolgerungen immer standzuhalten vermögen, kann man nicht erwarten. Aber selbst wenn früher oder später sich nicht unwesentliche Umstellungen ergeben sollten, so bleibt zweifellos dem Verf. das unbestrittene Verdienst eines beherzten und umsichtigen Vorstoßes in ein schwieriges und wichtiges Kapitel der Urgeschichtsforschung. Möge dieses Buch nicht

der einzige Vorstoß bleiben! Nicht der geringste Gewinn dieser Arbeit aber wird schließlich sein, daß sie dem aufmerksamen Leser die Grenzen auf archäologischem Wege gewonnener Erkenntnisse, so weit es sich um urgeschichtliche Epochen handelt, deutlich vor Augen führt.

Istanbul.

Kurt Bittel.

Joachim Scharf, Studien zur Bevölkerungsgeschichte der Rheinlande auf epigraphischer Grundlage. Neue Deutsche Forschungen, Abt. Alte Geschichte, Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1938, 174 S., 3 Abb. Preis: RM. 7,70.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, den inschriftlich aus der Römerzeit in den Rheinlanden erhaltenen Bestand an Personennamen im Hinblick auf die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung und ihre etwaige Veränderung während dieses Zeitraumes durchzuarbeiten. Die Wichtigkeit und der Reiz dieser Aufgabe sind einleuchtend. Sie rechtfertigen eine Besprechung der gestellten Fragen auch da, wo dem Verf. die Antwort zu geben mißlungen ist. Ausgangspunkt ist die möglichst exakte Datierung der verwendeten Inschriften. Damit greift, was anerkannt werden soll, der Verf. über die bisher vorliegenden Bearbeitungen des Namenmaterials der rheinländischen Inschriften hinaus¹. Die methodischen Grundsätze, zu denen er sich dabei bekennt, sind altbekannt (11 ff.). Dazu sind die allgemeinen Kriterien für die Scheidung von lateinischem, germanischem und keltischem Namensgut nach dem Vorgang von W. Schulze, W. Schönfeld, G. Werle, J. B. Keune, L. Weißgerber u. a. mit einigem Verständnis erörtert (24 ff.), so daß von dieser Seite her die Ergebnisse der Arbeit gesichert erscheinen. Aber weniger klare Vorstellungen kommen zum Ausdruck in den Fragen der Ethnologie der behandelten Völkerschaften, in der statistischen Auswertung des besprochenen Namenmaterials und in den Folgerungen aus dem vorgelegten Befund. So hätte von vornherein scharf zwischen Eigennamen und Namensträgern geschieden werden müssen. Wenn zu den Griechen *Priscus* und *Verus* (37) gezählt werden, weil sie Mitsklaven des *Philadelphus* sind, oder *Regalis* (37), weil sein Sohn *Aristoteles* heißt, andererseits aber auch der Gladiator *Hector* (37), so läßt sich die Verwirrung schon bei der verhältnismäßig einfachen Aussonderung des griechischen Namengutes kaum mehr steigern. *Parasitus* (37), zwar ein dem Griechischen entlehntes Wort, ist doch im 3. Jahrhundert kaum als griechischer Name aufzufassen, sondern als Parallele zu dem Komödiantennamen *Bucco* (Dessau ILS. 9130) oder zu Berufsnamen wie *Architectus* (Dessau ILS. 3776). Auch *Flavia Novella* (36) und *Sextanius Sextanus* sind nicht mit voller Sicherheit ein rein griechisches Paar, wenn auch eine Verwandte den Namen *Omfalenis* trägt. Bei so zweifelhaften Grundlagen wird man große Bedenken haben gegenüber einem verallgemeinernden Satz wie (44): 'Hierher gehören vor allem die *Publicii* . . ., die nach Analogie der sonst über die Herkunft von Sklaven im rheinischen Gebiet gemachten Beobachtungen als griechisch-östlichen Ursprungs verdächtig erscheinen'².

Heimatangaben wie *natione Syria* (40) oder *nationis Nicomidii* (44) bezeichnen die staatsrechtliche, aber nicht die ethnische Herkunft der betreffenden Person. Dies ist in den Fällen östlicher Herkunft zwar für unser Problem nicht von Belang, da der Verf. zwischen Griechen und eigentlichen Orientalen griechischer Zunge zu scheiden nicht genötigt ist. Aber wichtig wird der Unterschied in Fällen wie dem des *Aeton* und dem des *Niger* (135), die sich im Ubiergebiet als *Nemetes* bezeichnen und deshalb vom Verf. zu den Germanen gerechnet werden, obwohl sie nach dem Zeugnis der Inschriften aus dem Nemetergebiet (102 ff.) davon ausgeschlossen sein müßten. Ebenso ungenau ist es, den *Leubius*, einen ehemaligen Angehörigen der *ala Gallorum Sebosiana* und seinen Sohn (nicht Freund!) *Gratus* als Wangionen zu bezeichnen. Der wohl germanische

¹ Wenigstens, soweit monographische Darstellungen in Frage kommen.

² Noch weitergehend 116 Anm. 191.